

Stammtischtypen.

Der Feldherr.

Den Stammtisch bedeckt eine Wachstuchdecke mit der Karte von Europa. Aufrecht, den Finger auf der Karte, steht der Feldherr da. Er ist dick, sein Kinn ist doppelt, die Wangen vor flammender Begeisterung gerötet, die Augen sind klein, aber sie blitzen im heiligen Feuer nach der sechsten Maß. Er spricht: Die militärische Lage ist jetzt die: Belgien ist erledigt. Nordfrankreich ist besetzt. Damit haben wir Calais. In Calais stellen wir unsere Zweiunddierziger auf; beim hundertsten Schuß ist England in den Grund gehöhrt. Von Antwerpen schicken wir dann noch einige Bataillone nach England und nehmen den Rest davon gefangen. England ist damit erledigt. Seine Schiffe haben damit ihren Stützpunkt verloren und müssen sich nach Indien zurückziehen. Vor Paris stehen wir. Auf marschieren oben herum, Deckungen unten herum und die beiden Kronprinzen kommen von vorne her. Die französische Armee wird nach Paris hineingeschmissen. Unter Paris ist schon seit einigen Wochen der Häfeler mit Bionieren und Vergleuten, von oben kommen unsere vierzig Zeppelin. Die arbeiten von oben, der Häfeler bohrt sich von unten heraus und von außen arbeiten unsere Zweiundvierziger. Paris ist fertig und mit Paris Frankreich. Bleibt Rußland. Hier handelt es sich ausschließlich um Strategie, nochmals Strategie und zum dritten Male Strategie. Wir lehnen uns an die Ostsee, reichen über Polen hinweg den Oesterreichern die Hand, die Oesterreicher schwenken herum und, ehe sich die Russen besinnen, liegen sie in der Ostsee, wo sie unsere Flotte in Empfang nimmt.

Der Stammtischfeldherr auf einen gewaltigen Trunk. Triumphierend blickt er in die Runde. Sein Blick begegnet staunenden Gesichtern. Er wirft sich in die Brust: Was ist dazu notwendig? Ausdauer einige Wochen, einige Wochen kein Bett, kein Schlaf für unsere Truppen nicht und nicht für unsere Strategen! Kein Zurück, immer ein Vorwärts! Ja, Donnerwetter, ich — —

Dröhnend schlägt die Uhr. Der Feldherr erleichtert: Jenzi, was, schon Elfe? Und um Jehne hab ich daheim sein wollen! Na, da ist der Krieg wieder da auf ein paar Wochen. Der Feldherr gähnt, hüllt sich in Galtsch und Ueberzieher und verläßt fluchtartig den Stammtisch.

Der Politiker.

Er läßt die Leute lange reden; unterbricht sie selten. Hier und da nur köckelt er überlegen und maliglos. Endlich eine Gesprächspause und nun schiebt er sich ein.

„Meine Herren, Sie verkennen die politische Lage, verkennen sie vollkommen, verkennen sie durchaus. Die politische Lage ist klar und einfach, ist Schachzug und Schachzug und sie führt die Entscheidung herbei. Rostke — Achtzehnhundertsechzig — in Ehren! Wer aber hat den eigentlichen Sieg errungen? Bismarck! So wird es jetzt wieder sein. Wer in den Fängen der Politik weiches weiß, sieht den Verlauf des Krieges voraus, sieht die Früchte des Krieges. Ich, ich könnte viel sagen. Aber — —“

Wie geheimnisvoll dem Lächeln lehnt er sich im Stuhle zurück. Alles schaut erwartungsvoll auf. Er beugt sich über den Tisch, seine Stimme sinkt zum Flüßern herab:

„Die Politik sagt: der Krieg war eine Lebensnotwendigkeit. Der Friede ist auch eine Lebensnotwendigkeit. Also wird auf den Krieg der Frieden folgen. Hier sehen Sie die gewonnenen Gänge der Politik. Man muß scharf zusehen, um sie zu erkennen. Dem Krieg folgt der Sieg, dem Sieg der Friede. Und welcher ein Friede! Ich kann nicht mehr sagen; aber ich sage: Welch ein Friede. Frankreich, ich bitte Sie, meine Herren; Belgien — Sie wissen, meine Herren; bleiben England und Rußland. Wir wollen darüber nicht sprechen. Aber erinnern Sie sich meiner Worte; erinnern Sie sich, was ich vorausgesagt habe. Ueberlassen Sie alles um Politikern. Alles sagt der berühmte Wahlspruch: Suum cuique; das heißt: wir drücken sie an die Wand bis sie quieken. Das ist unsere Politik.“

Er schneigt und streicht über die Stirn. Dann erhebt er sich stolz und würdevoll:

„Ich habe schon zuviel gesagt, meine Herren. Der Politiker sollte schweigen und handeln. Aber immerhin — denken Sie an meine Worte und an alles, was ich vorhergesagt habe.“

Er neigt sein Haupt in herbablühendem Gruß und geht. Die Zuhörer schauen ihm staunend nach, bewundernd teils, als wäre ein großes Licht von hinten gewandelt.

Der Mann, dessen Bruder alles macht.

„Also das ist mein Bruder,“ sagte der Mann und zeigte das Bild eines Unteroffiziers. „Der hat bei Vütlich alles gemacht, die ganze Sache ist von ihm geleitet. Die zweiunddierzigjährigen Hausknecht hat er — na, darüber darf ich nicht zuviel sagen. Aber seine Frau, die weiß alles. Die ganzen Hausknecht hat er ihr beschrieben. Die könnt Euch so ein Ding einfach hinhauen, wie wenn sie einen Strumpf strickt. Er kennt ja die Dinge zu genau. Darum hat er auch alles machen müssen und alles geleitet. Die Ingenieure mußten immer auf ihn warten.“

Der Mann redete noch sehr lange und noch sehr viel. Alles war erschaut über den Bruder, der alles gemacht hat. Endlich fragte ein Mann schüchtern:

„Was ist denn Ihr Bruder?“ Enttäuscht fast über die Frage, antwortete der Mann: „Na, er ist doch Chauffeur beim Munitionsdepot und holt mit seinem Wagen doch alle die Geschosse herbei.“

Der Landkartenänderer.

Er sieht genial aus. Auf den ersten Blick erkennt man: dieser Mann gibt sich nicht mit Kleinigkeiten ab. Vor ihm auf dem Tisch liegt eine Weltkarte. Sein scharfes Auge streift die Umherstehenden und dann beginnt er mit tiefer, überzeugungsdringender Stimme zu reden:

„Wir werden die Landkarte ändern. Das ist selbstverständlich. Wir werden sie sogar gründlich ändern, wie es der Größe unserer Siege entspricht. Unsere Nordsee Küste verlängern wir bis Le Harve und von da ziehen wir einen Strich an Paris vorbei, dann etwas südsüdlich um Belfort herum bis zum Elsch. Das ist dann unsere neue Westgrenze. Den Engländern werden wir Englands lassen. Denn wir halten es ja von Belgien und Holland aus in Schach. Nur Irland werden wir besetzen und zu einem deutschen Reichsland machen. Im Osten besetzen wir die baltischen Provinzen und Finnland und verleißen sie dem Deutschen Reich ein. Darin ziehen wir von Finnland einen Kreis an Kraslau vorbei herunter zur Wolgalinie und haben damit unsere Ostgrenze. Polen wird der Provinz Posen einberleibt und genießt alle Vorteile des preussischen Polens. Wegen der englischen und französischen Kolonien werden wir uns mit Oesterreich einigen. Indien wird selbstverständlich von den Engländern befreit und deutsches Schutzgebiet. Mit Japan hat die Sache ja einige Schwierigkeiten. Am besten wird die Sache so gemacht, daß wir das Protektorat über China übernehmen und Japan zu einer chinesischen Provinz machen. Weiden die Meere. Hier müssen wir uns allerdings mit den Vereinigten Staaten in Verbindung setzen. Wir werden ihnen Australien anbieten und damit den Großen Ozean bis auf die Meere an den Küsten von Ostasien. Der Atlantische Ozean wird das deutsche Meer und der Indische Ozean kann zum Schutzmeer von Deutschland und Oesterreich werden.“

Der Landkartenänderer hat mit gewandten Fingern die Grenzen auf der Weltkarte gezeichnet. Jetzt, wo er schwierig war, er sein genial blickendes Auge wieder auf die Anwesenden. Diese bewundern ihn. Nur einer lächelt zweifelhaft. Scharf und schneidend fragte ihn der Landkartenänderer:

„Haben Sie vielleicht etwas zu bemerken?“ Der Mann fuhr zusammen und sagte ein wenig Heinklaut: „Um Gotteswillen, nein! Ich hab' bloß an die Geschichte vom Heli des Varen gedacht.“

Der Landkartenänderer rollte seine Karte zusammen und ließ Betrachtung sprach er:

„Ich kann nicht an einem Tisch mit Ihnen, wo ein Mensch anwesend ist, der unsere große Zeit nicht begreift und keinen Patriotismus hat.“

Die Ausdauernden.

Es ist nachts gegen 11 Uhr. Der Regen strömt in Windfäden herunter. Er kratzt auf ihre Regenschirme, ist schon durchgedrungen und rinnt ihnen an den Kleidern hernieder. Aber sie beide harren aus vor der Bestimmungsbewertung. Sie harren aus und wenn es Badsteme regnet. Denn heute muß die große Nachricht kommen. Sie ermuntern sich gegenseitig:

„Ich weiß es bestimmt, der Junge von Meyers hat es geschrieben. Der ist Bursche bei einem Hauptmann, mit dem der Häfeler einmal in Reich gesprochen hat. Und der Junge von Meyers schreibt: am 14. September haben die Deutschen Paris oder der Häfeler schickt sich tot.“

„Dann kommt heute noch etwas,“ meinte der andere. „Ich weiß, ich kenn' den Häfeler, der hält Wort.“ Es schlägt elf Uhr; es schlägt einhalbzwölf Uhr — die beiden stehen im strömenden Regen, naß bis auf die Haut vor der Rettungsbewertung. Sie spornen sich zur Ausdauer an: „Der Häfeler hält Wort! Es muß was kommen; entweder von ihm oder von Paris!“

„So stehen Sie bis zwölf Uhr, bis endlich ein Polizist sich ihrer erbarmt!“

„Seid Ihr denn berrückt geworden,“ herrscht er sie an. Sie protestierten lebhaft und geben ihm die Gründe für ihr Dastehen an. Er aber drängt sie, und sie gehen, ohne ihre Ausdauer belohnt zu sehen, nach Hause.

Unterseeboot gegen Panzerkreuzer.

Die Aktion des „U 9“, erst in England in seinem ganzen Umfang bekannt geworden, hat zweifellos eine starke moralische Wirkung ausgeübt. Die Engländer hatten sich den Kampf mit ihrer Flotte doch leichter vorgestellt. Es ist ja Tradition der Briten und liegt in der insularen Lage des Landes und seiner ganzen Rüstungspolitik begründet, daß die Seemacht Englands numerisch den maritimen Streitkräften aller anderen Staaten weit überlegen war. Ungeheure Summen hat das englische Volk in den

letzten Jahren für seine Marine wieder aufbringen müssen und nun zeigt es sich, daß bei der englischen Flotte die Vorsicht der besseren Teil der Tapferkeit war. Mindestens ging bisher die Strategie der englischen Admiralität nicht darauf hinaus, durchaus eine starke Offensive zu suchen.

Und nun kam die Kunde von der Siegesfahrt eines einzigen Unterseebootes gegen drei doch ziemlich starke Kreuzer. „U 9“ bringt jene Debatte wieder in Erinnerung, die gerade vor Jahresfrist von englischen Marinefachleuten eingeleitet wurde.

Als im Jahre 1906 in England der erste Dreadnoughtstypus auf Stapel kam, begann für alle modernen Staaten eine neue Phase der maritimen Rüstungen. Die Dreadnought-Anhänger stellten die Theorie auf, daß vom Großkampfschiff die letzten Entscheidungen gefüht werden müssen. In diesem Schiffsstypus suchten die Marinefachleute den Gedanken der militärischen Konzentration bis zu seiner letzten Konsequenz zu verwirklichen, die größte Aufmerksamkeit wurde auf die Ausbildung der schwersten Geschütze und des besten Panzerschusses gelegt. Die Anschaffungskosten stiegen und die Linienenschiffe wurden sehr kostspielige Fabrikate. Im Zusammenhang damit aber ging zugleich eine Displacementsteigerung der Panzerkreuzer, eine Vergrößerung dieser Schiffsklassen.

Aber der moderne Kriegsschiffbau ist ein Arbeitsgebiet, auf dem nach verschiedenen Richtungen hin gehandelt wird, die Kriegsmarine zur See in ihrer Zerstörungsgewalt zu steigern. Neben den Ingenieuren, die den Kampf „über Wasser“ kultivierten, bildeten sich auch Spezialisten heraus, die hartnäckig und sich an die Ausbildung der Unterwasserkriegsmittel gingen.

Es sind Seeminen, Torpedos, Unterseeboote zu nennen, die diese Richtung präferieren; in einer Artikelserie der „Neuen Zeit“ hat diese Entwicklung der Marineteknik eine ausführliche Darstellung gefunden.

Die Theorie von der Unbesiegbarkeit der Großkampfschiffe hielten die wichtigen technischen Fortschritte der Unterseeboote nicht stand. Und so kamen charakteristischweise bei den Engländern die ersten Zweifel, ob die bisherigen Rüstungsgrundsätze, einseitig weitergeführt, zu immer größeren Displacementsteigerungen der Dreadnoughts und damit im Zusammenhang der Panzerkreuzer unannehmbar sind.

Es fiel das Wort des englischen Admirals Scott von den Unterseebooten, die den Dreadnoughts jedes Existenzrecht nehmen, die sie vertreiben würden von der offenen See, vor deren unsichtbaren und unabwehbaren Angriffen sie im Hafen selbst keinen Schutz finden können.“

Dieser Urteil, so laut und bedingungslos ausgesprochen, hat großes Aufsehen erregt. Mit Recht. Denn hier sprach einer der angesehensten Fachleute Englands, der Vater der modernen Schiffsanonen, und geht mit seinem eigenen Lebenswerk grausam ins Gericht.

Die gleiche Stimmung gaben die Ausführungen Churchill in einer seiner letzten Statreden wieder: „Man hat sich überall daran gewöhnt, lediglich in Dreadnoughts zu rechnen, aber vielleicht kommt der Tag, an dem die Stärke der Marine überhaupt nicht mehr an Dreadnoughts gemessen wird.“ Diese Charakteristik wurde gegeben in Rücksicht auf die Entwicklung der Unterseeboote.

Auch unsere deutschen Marinefachleute haben sich im „Nautilus“, in der „Marine-Rundschau“, in wichtigeren Publikationen zu stimmend im Sinne der Anschauungen Churchill und Scotts geäußert und nun wird von „U 9“ zu dieser Diskussion ein Beispiel gegeben.

Wir wollen uns gewiß hüten, frühzeitig schon über die Lehren des gegenwärtigen Krieges zu prophezeien. Was im Zuge der Ereignisse dieser Krieg hervorbringt, wird erst einmal später gefeilt werden müssen, wenn die Dinge aus einer gewissen Distanz zu betrachten sind. Vor allen Dingen läßt sich erst aus den späteren, ausführlichen Berichten des Generalstabes und der Admiralität Ursache und Wirkung genau auseinanderhalten, um einwandfrei die Erfolge und Erfolge der verschiedenen Kriegswaffen gegenseitig abzumägen.

Aber der Kampf von „U 9“, so wie er nun in seinen wichtigsten Einzelheiten einwandfrei festliegt, gibt heute schon den Beweis, daß ein erfolgreicher Unterseebootkampf eine hörbare Wirkung hervorzurufen muß. Entscheidend ist nicht nur die Waffe selbst, sondern die Schulung und Kaltblütigkeit der Besatzung.

Man muß sich eine solche Kriegsfahrt vorstellen. Das Unterseeboot hatte eine Beladung von ca. 25 Mann. Es ist also verhältnismäßig ein kleines Boot. Jergendwo liegt es auf der Lauer, durch Funkensprache hat es Mitteilung erhalten, wo die feindliche Flotte sich befindet. Oder auf seiner Spürfahrt ist es selbst

Der Monte Giallo.

Von Hermann Hesse.

Der Monte Giallo stand inmitten eines Kreises von berühmten Bergen, wenig bekannt und unwirtlich. Er galt für unbesteiglich, doch zeigte das niemanden, da ringsum Dugende von leichten, schwereren und ganz schweren Gipfeln standen. Man hatte ihn von jeher vernachlässigt, sein Name war nur in der nächsten Umgebung bekannt, die Jagdange waren weit und mühsam, der Aufstieg und vermutlich auch die Aussicht wenig lohnend, dafür war er durch böse Steinschläge, schlimme Windstößen, schlechte Schnee- und Schneeverhältnisse in einem üblen Ruf gekommen. So stand er zwischen seinen berühmten Brüdern ungeachtet und vergessen da, als ein ruppiger und langweiliger Steinbauer ohne Reiz und Anziehungskraft. Er blieb ohne Ruhm und Ehre, aber er blieb auch von Weganlagen, Trabsteilen, Hüttenbauten und Bahnradbahnen profunden verachtet. An seinem südlichen Fuß gab es wohl einige Weiden und Sennhütten, an Touren oder gar an eine Vesteigung war aber von dieser Seite aus nicht zu denken. Dort zog sich durch die ganze Vergleite in halber Höhe eine lange, senkrechte Wand von brüchigem, im Sommer draunselg schimmerndem Gestein, dem der Berg auch seinen Namen verdankte.

Wenn bei Bergen die Physiognomie nicht ebenso trägerisch wäre wie bei Menschengegestern, hätte der Monte Giallo ein mitleidiger und freundlicher Patron sein müssen. Auf der einen Seite die lange, neidische, einwärts gewandte Wand, auf der andern ein wildes, freiges Unwesen von Geröllhaufen, Korallen und Schneefeldern, und oben ein schartiger Felsgarat ohne einen richtigen läubelichen Gipfel.

Er verbarnte jedoch gleichmäßig in seiner wilden Verlassenheit, sah der Beliebtheit seiner Nachbarn ungeachtet und schweigend zu und meinte es mit niemanden böse. Er hatte genug anderes zu tun. Der Kampf mit dem Sturm und dem Wasser, das Offenhalten der Runnen, im Frühjahr das Hinwegschaffen des Schnees, das Laminieren, das kümmerliche Pflegen der verängsteten Arven und das Verschütten der sorglosen, lebenden Blumenpracht, das ließ ihn nicht zu Gedanken kommen. Und im Sommer lag er die kurze Aubezeit hindurch atmend in der Sonne, trocknete und wärmte sich, sah träumerisch dem Spiel der Vornmeliere zu und hörte aus der Tiefe

das goldene Herdengeläut und mitunter die fernen, seltsamen Töne der Menschen heraufhallen, unverständens, ahnungslos Klänge einer kleinen, spielerischen Welt. Er hörte sie gerne, doch ohne Reugierde, und nicht während der Sommerast fremd und freundlich zu den Zuckern, Glodentönen, Pfiffen, Schüssen und anderen harmlosen Grüßen aus der Tiefe, wo ihm eine sorglos kindliche Welt ihr Wesen zu treiben schien. Wenn er an die ersten Frühjahre im Vorkühling und an die Frühsonnennächte dachte, wo hier oben nichts fest und sicher war, wo Felswände sich senkten, Steine wie Kugeln ins Tal sprangen, Wasserfluten alles Festgefugte unterpöhlen und sein Leben zu einem atemlosen, bald gornigen, bald untersten Kampf mit hundert riesenstarken Feinden machten, dann konnte er das leise, zornige Treiben in den Tiefen anhören wie die Stimmen kleiner Kinder, die sich einen Sommertag vertreiben und nicht wissen, wie dünn der Boden dieses Lebens ist, das sie für felsenfest und ewig sicher halten.

Aber es ist nichts in der Welt, auf das nicht am Ende Menschen ihre Begierde richten. Es blüht kein winziges Kraut im Spalt und liegt kein vertorfener Stein am Wege, so kommt ein Mensch und schaut und bestaunt sie, neugierig und unerfährlich, wie eben Kinder sind.

Der Sohn eines Uhrmachers im Dorf, Tesco Biondi, war ein etwas ungeliebter junger Mensch, dem es nicht gelang, auf die übliche und richtige Weise seines Lebens froh zu werden. Ramentlich fehlte ihm den Mädchen gegenüber das rechte feine Benehmen, beim Tanzen schüchtern er ernsthaft, und wenn ihn eine aufmuntern wollte und ihn zu necken auffing oder freundlich am Ohr justete, ward er vor lauter Entzänden erst recht verwirrt und hilflos, so daß er es nie in einer Prahlschicht brachte, obwohl er den schönen Mädchen heimlich mit glühenden Augen nachschaute.

Dieser Tesco Biondi gewohnte sich unter anderen Sonderlingsbränden auch das einsame Umherstreifen in den Bergen an, wo er sich gut ankannte und sein flüßes Verlangen an den Höfen und Ausfichten, an Tieren und Pflanzen, Steinen und Kristallen fand. Zuvor unternahm er seine Ausflüge meistens in einer gewissen Trauer, denn er hatte nicht einen Lieberich an Freunde, wie andere, hinaus-zutragen, sondern suchte vielmehr draussen etwas zu finden, was andere daheim und alle Tage haben. Ein wenig davon fand er auch zu Zeiten, und allmählich gewohnte er sich daran, an dem Dasein der Berge selbstständig teilzunehmen und sein unfriedliches Gemüt daran zu beruhigen.

Mit der Zeit kam er, der ohnehin gern eigene Wege ging und besuchtere Orte vertrieb, immer häufiger in das unwirtliche Gebiet des Monte Giallo, wo kaum jemals ein Mensch anzutreffen und ein entlegenes, unberührtes Stück Land zu entdecken war. Der schlecht beleuchtete Berg wurde ihm allmählich lieb, und da keine Liebe vergeblich ist, tat sich auch der Berg nach und nach vor dem Wanderer auf, zeigte ihm verborgene Schätze und hatte nichts darüber, daß dieser einlame Mann ihn besuchte und ihm hinter seine Begehrenisse zu kommen trachtete. Es entstand langsam ein halbvertrauliches Verhältnis zwischen Tesco und dem Berge, man lernte einander kennen und ließ einander gelten. Biondi fand manche abschreckend aussehende Stellen zugänglich, entdeckte manche kleine, sommerliche Blumeninsel zwischen dem Gerölle, nahm hier und da einen schönen Glimmer, ein paar Blumen mit sich heim, und der alte Berg sah ihm zu und ließ ihn still gewahren.

Das dauerte länger als ein Jahr. Aber der Mensch, mit einem Bein im Reiche der Natur, mit dem andern im Reiche der Freiheit stehend, kann nun einmal ein Stück Natur nicht unbeeinträchtigt und rein brüderlich lieben; sondern kaum fühlt er sich wohl und einigermaßen göstlich aufgenommen, so will er der Herr sein, will an sich reichen, besiegen und über den bisherigen Arcund triumphieren. So ging es auch dem Biondi. Er hatte den Monte Giallo lieb, er wanderte gern an ihm herum, lag gerne rahlend zu seinen Füßen; aber kaum war eine gewisse Vertraulichkeit da, so begann er auch schon unzufrieden zu werden und Herrschergelüste zu spüren.

Wieder hatte er sich damit begnügt, den unbekannteren Berg ein wenig zu erforschen, je und je ein paar Stunden in seinem Gebiet zu streifen, die Wasserläufe und Lavinenbahnen kennen zu lernen, Gestein und Pflanzenwuchs zu betrachten. Gelegentlich hatte er auch einen vorsichtigen Versuch gemacht, der Höhe näher zu kommen und etwa doch einen Weg zum Gipfel zu erkunden. Dann hatte der Monte Giallo ohne gerade unwirtlich zu werden, sich still zugemüht und die Vertraulichkeit ruhig abgewehrt. Er hatte dem Wanderer ein paar Steinschläge nahe kommen lassen, hatte ihn ein paar mal irregeführt und müde gemacht, ihm den Nordwind ein wenig in den Rücken geschickt und unter seinen begehrlischen Soblen leise ein paar morsiche Steine weggezogen. Und Tesco war allmählich etwas betreten, doch verhängnisvoll und gutwillig umgekehrt. Er fand zwar den Berg ein wenig launisch aber da er selber zu den Sonderlingen gehörte, konnte er das nicht übelnehmen.

(Schluß folgt.)

in die Nähe der Schiffe gekommen. Noch befindet sich das Unterseeboot in der sogenannten „Lebertwasserfahrt“, sichtbar auf dem Wasser schwimmend. Vom Kommando stand erlöst der Befehl: „Tauschen“. Innerhalb 5 Minuten ist das Schiff verschwunden, seine Dedukten haben sich geschlossen, seine Maschinen der Lebertwasserfahrt sind abgetrennt und nun schwimmt das Schiff unter Wasser weiter an den Feind heran. Nur das Schrohr, das Periscop bildet die einzige Verbindung mit der Oberwelt. Das Schrohr ist ein schmaler Stab, das zu erkennen nahezu unmöglich wird. Wenn das Unterseeboot in genügender Entfernung vom Gegner kommt, erfolgt der Abbruch. Das Unterseeboot wendet, verschwindet und erst in gesicherter Entfernung taucht es wieder auf und setzt seine schnellere Fahrt über Wasser fort. Die Nachrichten lauten, daß „U 9“ wohlbehalten von seiner Fahrt zurückgekommen ist.

Wie auf einem Schießplatz, mit geradezu erstarrender Kaltblütigkeit und Umsicht haben Kommandant und Besatzung ihren Dienst getan. So wie das in Kiel oder Sonderburg durch Uebungsfahrten geübt worden ist, muß Griff um Griff geklappt haben. Ja noch besser wie bei der Uebungsfahrt, denn kein Marineoffizier rechnet mit der Möglichkeit, daß ein einziges Unterseeboot wird Treffer auf drei größere Panzerkreuzer abgeben können und dann wohlbehalten zurückkehren.

In England hat diese Episode sicher Aufsehen erregt. Vielleicht haben sich die Engländer ihre Siege zur See doch leichter vorgestellt.

Neue Forschungen über die Schwankungen der Erde.

Da in den kriegführenden Ländern die wissenschaftliche Tätigkeit in großem Umfang zum Stillstand gelangt ist, soweit sie sich nicht unmittelbar auf den Krieg bezieht, so können Nachrichten über Fortschritte der Wissenschaft jetzt fast nur noch aus Amerika erwartet werden. Die in New York erscheinende Wochenschrift „Science“ veröffentlicht in ihrem Heft vom 4. September einen feindseligen Aufsatz von Professor Barrell über den bisherigen Stand der Kenntnis von den Schwankungen der Erde, mit anderen Worten, von den Wanderungen der Erdpole. Daß die Pole der Erdoberfläche nicht immer dieselbe Lage gehabt haben wie jetzt, ist schon im vorigen Jahrhundert von Geologen und Biologen angenommen worden, um die Veränderungen des Klimas in der Welt im Laufe der geologischen Entwicklung zu erklären. Insbesondere haben manche Geologen in einem solchen Vorgang das einzige Mittel gesehen, die große Eiszeit in ihrer Entstehung zu deuten, die über ein ausgebreitetes Gebiet von Nordamerika und Nordamerika sowie über die Alpen hereinbrach. Die Astronomen, die bei einer Annahme von Polwanderungen ein entscheidendes Wort mitzusprechen haben, konnten sich dazu nicht bequemen, da sie keine Beweise für eine Veränderlichkeit in der Lage der Erdoberfläche finden konnten und sie sogar als mechanisch unmöglich erachteten. Dennoch ist eine ganze Reihe von Hypothesen solcher Erdschwankungen ausgearbeitet worden, an denen auch sehr bedeutende Gelehrte Anteil genommen haben. So wurde von einem der hervorragendsten Kenner der Geophysik die Möglichkeit angegeben, daß die Erdpole sich seit der Verfestigung der Erde um 10 oder gar 15 Grade bewegt haben könnten, seither aber um höchstens 1 bis 3 Grade, was einen Abstand von 100 bis 300 Kilometern etwa gleich käme. Spätere geologische Untersuchungen haben gezeigt, daß dieser Betrag eher noch zu hoch gegriffen war, so daß darauf die Erklärung einer so gewaltigen Umwälzung wie der großen Eiszeit nicht begründet werden könnte.

Zu Anfang des neuen Jahrhunderts stellte dann Reibisch die Theorie einer pendelsartigen Schwankung der Pole längs einer bestimmten Bahn auf. Die Lage dieser Bahn wurde durch die Behauptung festgelegt, daß Ecuador in Südamerika und die Insel Sumatra diejenigen Länder unter dem Äquator wären, die nie eine Schwankung der geographischen Breite gezeigt hätten. Daraus würde sich ergeben, daß die Bahn der Polwanderungen etwa im Meridian von Berlin erfolgen müßte. Wenn dann der Pol während der großen Eiszeit etwa im Norden von Skandinavien gelegen hätte, so ließe sich die Vereisung Nord- und Mitteleuropas daraus wohl begreifen. In der Java- und Arcidageit dagegen soll Europa innerhalb der tropischen Zone sich befinden haben. Diese Theorie ist später von dem Leipziger Professor Simroth in einem ausführlichen Werk weiter ausgearbeitet worden. Die neuen Forschungen haben dann gezeigt, daß Polschwankungen oder solche der geographischen Breite zwar tatsächlich astronomisch nachweisbar sind, aber einen verhältnismäßig geringen Betrag erreichen, auch eine ganz unregelmäßige Bahn verfolgen. Größere Wanderungen der Pole sind bisher nicht sicher gestellt und werden von der Wissenschaft wohl auch nicht früher als wahrscheinlich betrachtet werden, ehe man nicht auch ihren Gründen auf die Spur gekommen ist, die in erheblicher Verschiebung der Land- und Wasserverteilung auf der Erdoberfläche gefunden werden müssen.

Der Alkohol im Kriege.

Der Krieg stellt an alle, die an ihm teilnehmen, Anforderungen körperlicher, geistiger und seelischer Natur, wie sie selbst der besttätigste sportliche Wettkampfer in gleicher Intensität noch Dauer verlangt. Diesem Verbrauch an Energien steht keine gleichwertige Energiezufuhr gegenüber. Nahrung wie die notwendige Zeit der Ruhe stehen dem Soldaten nicht in dem Maße während des Krieges zur Verfügung, daß er sich auf seinem gewohnten Stand von nervösen Energien — im Grunde genommen ist auch die stärkste Schein-

bar rein physische Arbeit letzten Endes vom Verhalten des Nervensystems abhängig — halten kann. Wiederum aber erlaubt der Krieg kein Nachlassen der Arbeitsintensität. So ist man also genötigt, dem Nervensystem, um es dauernd annähernd gleichmäßig tätig sein lassen zu können, Anregungen zu bieten, die es über das augenblickliche Manko an Energiezufuhr hinwegzusetzen vermögen. Diese Anregungsmittel sind verschieden nach Völkern und Erdstrichen. In China ist es das Opium, bei den Indianern der Tabak, in Indien der Tee, in Arabien und Ostafrika der Kaffee, bei den Einwohnern der ostibirischen Halbinsel Kamtschatka sogar ein berauschendes Getränk, das aus Fliegenpilzen hergestellt ist, bei den meisten Völkern aber, und am ausgeprägtesten bei den Abendländern, der Alkohol in seinen verschiedenen Formen.

Die physiologische Forschung, die Mutter aller medizinischen Erkenntnisse, hat uns aber durch die mühselige Arbeit von Jahrzehnten bewiesen, wie unglaublich verfehlt diese Art der Nervenaufregung ist. Und aus dem neuen Spezialfach der Physiologie, der Sportphysiologie, sind sich alle Stimmen einig, daß der Alkohol das ungeeignetste Mittel ist, die Nerven für länger als eine halbe Stunde aufzurütteln. Der anfänglichen — übrigens sehr geringen — Steigerung der Leistungsfähigkeit folgt nach überraschend kurzer Zeit eine um so größere Erschlaffung. Es darf nicht vergessen werden, daß die Militärärzte, soweit sie sportwissenschaftlich tätig sind, samt und sonders den Alkohol als Mittel zur Aufschlüsselung verurteilen. Der Physiologe Hellißen hat nachgewiesen, daß auch bei nur geringer Alkoholzufuhr die Arbeit des Körpers unökonomischer verläuft als ohne Alkohol. Der so oft gepriesene Nährwert des Alkohols ist praktisch gar nicht vorhanden. Denn beim Konsum von den Mengen, die ernährungsgemäÙ in Frage kämen, wäre die Narkotikwirkung so gewaltig, daß wirkliche Arbeit unmöglich wäre.

Es ist bezeichnend, daß berühmte Forschungsfreisende, die monatelang unter ständlicher Einwirkung ihres Lebens um ein hohes Ziel kämpften, durchgängig den Alkohol meiden, ihn aus den Teilnehmern an der Expedition verbieten und gerade der Alkoholenthaltsamkeit die Fähigkeit zuschreiben, jahrelang hintereinander die ärgsten Strapazen ohne Veruntüchtigung der Körperkraft und des Wohlbefindens auszuhalten. Man denke an Ranzen, Soden Hedén, und den rüchlich gestorbenen Südpol-Scott. Der bekannte Afrikaforscher K. H. B. hat die Wirkung der erschlafenen Nerven einen Auszug von Fleischertrakt, und auch heute greifen erfahrene Touristen gern zum Vouillonwürfel, nie aber zur Kognakflasche. Besonders bedenklich ist die Verwendung des Alkohols als Weizmittel im Winter. Die durch ihn bewirkte Erweiterung der BlutgefäÙe der Haut ruft zwar ein subjektives Wärmegefühl hervor, doch ist natürlich die Wärmeabgabe erheblich gesteigert. Kommt dazu körperliche Untätigkeit (Wand, Postenstehen, Liegen im Schlupfen), so ist die Gefahr des Erfrierungstodes bedenklich nahegerückt. Zu den relativ ungefährlichen Weizmitteln gehören Tee, Kaffee, Tabak, Vouillon. Der Alkohol wird schon seit langer Zeit von den Praktikern des Sports, und besonders ausdrücklich von denen des gefährlichsten Sports, der Hochtouristik, als Anregungsmittel verworfen. Er verleiht auf einen Moment die Nerven empor, rächt sich aber nach erschreckend kurzer Zeit durch Nachlassen der körperlichen Leistungen und der geistigen Fähigkeiten.

Kleines Feuilleton.

Nur ein bißchen Lazarettendienst . . .

Aus Gotha wird uns folgende Episode mitgeteilt, welche von tiefer Kindesliebe zeugt: „Der Sohn einer hiesigen Arbeiterfamilie war mit bei den ersten, die fortzogen. Schwermern Dergens sah die Mutter ihren Ältesten in den Krieg ziehen, still ging sie ihrem Beruf nach, leidend versorgte sie die große Kinderchar. — Von dem Jungen kam wochenlang keine Nachricht, und die Mutter trug schwer an ihrem Kummer und ihrem Herzleid. Da, endlich, eine Karte aus einer näheren Grenzstation: „Liebe Mutter, jorge dich nicht um mich, es geht mir sehr gut, ich habe ein bißchen Lazarettendienst in K. Ich schreibe bald mehr, dein treuer Sohn.“ — Und wirklich kamen jetzt hier und da Karten des Sohnes, und der Mutter ward es leichter ums Herz, da sie ihren Jungen wohlhaft wählte. — Nun hörte die Mutter durch Zufall, daß ihr Sohn seit Wochen schwer verwundet im Lazarett zu K. liege; ein Schrapnell hatte ihm das rechte Bein weggerissen; jetzt sei er aber auf dem Wege der Besserung.“

Das also war „das bißchen Lazarettendienst“! Die schwere Verwundung, die Qualen und Schmerzen hatte der Sohn verschwiegen, um der Mutter keinen Kummer zu bereiten. Er hatte ihr verschwiegen, daß er nun ein Krüppel sei auf Lebenszeit, daß er, der stark und blühend aussah, auf Krücken zu ihr zurückhumpeln werde. Welch köstliches Beispiel von wahrer Herzensbildung!

Granaten und Schrapnells.

Bei den Verwundungen im Kriege durch Feuerwaffen sind solche durch Granaten und Schrapnells außerordentlich gefürchtet. Diese Artilleriegeschosse können nämlich aus verschiedenen Gründen gefährlich werden. Beide Geschosse wirken, wie Dr. Heumann in der „Medizinischen Klinik“ auseinandersetzt, durch Zerplatzen infolge der Explosion ihres pulverförmigen Inhalts. Sie besitzen eine Vorrichtung, um die Explosion in der Luft in einer gewissen Entfernung oder erst beim Aufschlagen erfolgen zu lassen. Der Mantel wird in über 100 Teile zerrissen, die mit großer Gewalt die am Ende der Geschohbahn liegenden lebenden und unbeweglichen Ziele bestreuen. Eienteile, die viele Kilogramm schwer waren, sind auf dem Schlachtfeld gefunden worden, und die von zerplatzten Granaten an gesehenen Wunden müssen daher besonders ausgebreitet und zersert sein. Koch schimmer verhalten sich die

Verletzungen, die neben der vom Geschoh herührenden Wunde die unmittelbare Wirkung der Explosion und der dabei entstehenden Hitze erkennen lassen. Schwere Verletzungen des Zentralnervensystems infolge der Luftdruckwirkung, Sprachstörungen, Erblindungen, Taubheit, Lähmungen selbst Todesfälle sind beschrieben worden, ohne daß die Einwirkung eines Geschohs an unschriebener Stelle festzustellen war.

Während mit Granaten vor allem auf Befestigungen und unbewegliche Ziele geschossen wird, findet das Schrapnell gegen alles Lebendige Verwendung. Von außen ähnelt das Geschoh der Granate. Der Unterschied besteht in dem Kern, der mit über hundert Pfeilspitzen gefüllt ist. Nach erfolgter Explosion bestreuen diese gemeinsam mit den Teilen des zerplatzten Mantels die Köpfe der Soldaten. Gewebdestörungen, die von Eisen teilen herühren, sind daher nicht selten mit Verwundungen durch Kugeln verbunden. Doch besitzt die Schrapnellkugel in der Regel nicht die gleiche Durchschlagskraft wie das Geschohgeschoh. Sie bleibt fast immer im Körper stecken, und wenn der Einschuh auch häufig glatt und sauber erscheint, so reißt sie doch oft genug Kleiderreißer oder andere Fremdkörper mit in die Tiefe. Hieraus erklärt sich die bei Schrapnellverletzungen viel häufiger als bei Geschohschüssen beobachtete Infektion. Auch erleiden Reizegeschosse beim Aufschlagen auf metallene Uniformteile und innerhalb des Körpers beim Auftreffen auf Knochen Abplatzungen, die unregelmäßige und sehr erhebliche Weichteilerkrankungen zur Folge haben können. Andererseits zeichnen sich gerade Schrapnellgeschosse durch ihre schwache Durchschlagskraft aus. Nehm man an, daß einige Soldaten gesehen, bei denen die Herblutkugel eine Strecke weit unter der Haut eingedrungen, nach kurzer Zeit aber von selbst zum Einschuh wieder herausgefallen ist. Er hat sich davon überzeugen können, daß die Durchschlagskraft nur zur Durchbringung der Kugeln ausreichte, der Lauf der Kugel aber unter der elastischen Hautschicht der anderen Seite endet. Solche Kugeln fühlt man deutlich durch. In wieder anderen Fällen bewirkt die Schrapnellkugel nur eine oberflächliche Zerkleinerung, die Hautwunden zur Folge hat, die sich nicht von den durch Kugeln, besonders durch Treibriemen, verursachten flachen und unregelmäßig begrenzten Verwundungen unterscheiden.

Französische Zensur.

Die Klagen über die schlechte Verpflegung der französischen Verwundeten werden bei den Franzosen selbst immer lauter, obwohl die Zensur alle Erörterungen darüber nach Kräften unterdrückt. Eine komische Geschichte in dieser traurigen Angelegenheit erlebte Gustave Hervé, der in der „Guerre Sociale“ die Sache der armen Verwundeten in geschickter und nachdrücklicher Weise führt. Vorsichtigerweise sagte er seinen Aufsatz so ab, als wenn ihm der Zensor über die Schuler schreie, während er schreibt: „Ich achte den Zensor, ich verehere den Zensor,“ das waren die ersten Worte des Auftrages, und dann beschrieb er mit blutiger Ironie alle die Hilfs- mittel und Anstalten im einzelnen, die Paris zur Aufnahme der Verwundeten besitzt, die Wagen, Pferde, Kärzge, Kranenträger, Lokomotive usw., die augenscheinlich der Regierung unbekannt sein müßten, weil sie sie nicht benutzte. Daran mochte er dann wohl einen Aufruf knüpfen, sich aller im Lande vorhandenen Kräfte besser zu bedienen, aber so weit ließ es der Zensor, den Hervé achtet und verehere, nicht kommen. Nach diesen einleitenden Sätzen, die nur wenige Zeilen füllten, gähnt nämlich plötzlich eine riesige leere Stelle von einer ganzen Spalte, und unten hinter dem fluchlosen Heiß findet sich nur noch der Name des Verfassers. Da steht „Gustave Hervé!“

Notizen.

— Theaterchronik. Im Kleinen Theater findet die Uraufführung von Georg Engels Schauspiel Der Hexapfel am Mittwoch, den 7., mit Harry Walden als Gast statt.

— Musikchronik. Osiponi stellt seine Künstlerkammer fast ganz in den Dienst der Kriegshilfe. Das erste seiner Konzerte, das am Montag, den 5. Oktober, in der Singakademie nachgewidmet wird, findet zum Besten notleidender Künstler statt.

— Vorträge. Freitag, den 9., und Montag, den 12. Oktober, abends 8 Uhr, finden im Saal der Singakademie zwei Vorträge von Professor Wilhelm Ostwald statt. Die Themen lauten: 1. Vortrag: Deutschlands Zukunft nach außen; 2. Vortrag: Deutschlands Zukunft nach innen.

— Geldstücke als Lebensretter. Vor einigen Tagen las man von der merkwürdigen Tatsache, daß ein Soldat durch Geldstücke verlegt worden war, die durch eine Kugel aus der Gürteltasche seines Kameraden herausgeschleudert worden waren. Jetzt sind aber neuerdings Bilder von geschossenen Geldstücken veröffentlicht worden, die zeigen, wie die Münzen den Anprall der Geschosse gemildert und dadurch ihrem Besitzer das Leben gerettet haben. Da sieht man z. B. ein Fünferstück, das bis auf einen kleinen Rand in der Mitte völlig aufgerissen ist. Die Kugel hatte gerade nur soviel Durchschlagskraft gehabt, um den heraldischen Adler des Fünferstücks zu zerschellen. Die Soldatenbrust aber, für die sie bestimmt war, blieb unverfehrt. Nur eine matte Rötung der Haut zeigte an, wie nah das Verderben gewesen. Auch kleinere Silbermünzen, wie Drei-, Zwei- und Einferstücke haben in den letzten Schlachten lebensrettend gewirkt.

— Eine Episode aus der Schlacht an der Huczwa. Unter diesem Titel veröffentlicht die Wiener „Neue Freie Presse“ folgendes Telegramm ihres Kriegskorrespondenten Noda Koda: Eben erfuhr ich eine Episode aus den Gefechten an der Huczwa. Ein russischer Schrapnellwolltreffer hatte den Verpflegungsfourgon des Erzherzogs Josef Ferdinand völlig zerstört. Andere Vorposten waren im Augenblick nicht getroffen, und so kam es, daß der Erzherzog einen Tag von Kartoffeln leben mußte, bis er gleich seinen Offizieren die Etappenportion aus der nächsten Fahrkuche beziehen konnte.

Hanke's Brotbäckereien

bringen sich zum Quartalswechsel ihrer werten Kundschaft in Erinnerung. Dieselben liefern das grösste, im Geschmack vorzüglichste

Lieb' Vaterland, magst ruhig sein.



Aus Missgunst, blindem Hass u. Neid Ward uns der Krieg erklärt; Wohlant wir sind zum Kampf bereit! Drum griffen wir zum Schwert.
Das ganze deutsche Volk stand auf Für Wohlergehen und Ehre, Und in gewohntem Nieselaute Schlüßte es der Feinde Heere. — Millionen Deutsche stehn im Feld, Erfolgen manchen Sieg, Doch fehlt im Land auch nicht an Geld Bringt Feuerung doch der Krieg. Lieb' Vaterland magst ruhig sein, Denn Hanke in Berlin Bäckts schönes Brot, durchaus nicht klein, Ein jeder kennet ihn, Ob alles teuer ist, gar sehr In Hanke's Bäckerei Backt man das Brot doch gross u. schwer Und schmackhaft nebenbei, Zur Umzudeit steht deutlich man Wie Hanke's Brot beliebt; Erkundigt sieh doch jeder dann Wo Hanke's Brot es gibt.

Hanke's Brotbäckereien befinden sich in allen Stadteilen Berlins u. Umgegend wie folgt:

- | | | | | |
|-------------------------------|------------------------|-----------------------|------------------------|-----------------------|
| C. Alt-Schönhauser Str. 39-40 | N. Kottbuscher Str. 85 | N. Weinmänner Str. 74 | NO. Friedrichstr. 46 | P. Prenzlauer Str. 40 |
| Arnauer Str. 43 | Rosfelder Str. 20 | Rosfelder Str. 20 | Vriedrichsberger Str. | Rosfelder Str. 20 |
| N. Weidenstr. 159 | Wielandstr. 7 | Hedemannstr. 1 | O. Vorklagener Str. 33 | Reichenberger Str. 25 |
| Weidenbergweg 7 | Bernauer Str. 16 | Reichener Str. 1 | Wärterstr. 33 | Reichenberger Str. 73 |
| Kastner Str. 23 | Altecker Str. 15 | Reichener Str. 1 | Vormehr 8 | Reichenberger Str. 22 |